

SZ-Kommentare

Notstandsdebatte

Die heutige erste Bundestagsdebatte zu Beginn des parlamentarischen Wahlfiebers gilt gleich einem hochexplosiven Stoff, der durchs Lagers Lager keineswegs entschärft worden ist, dem Notstandsrecht. Wer im Interesse demokratischer Sicherungen eine möglichst sachliche Behandlung dieses heiklen Themas wünscht — und das sollten wir alle —, wird bedauern, daß die Regierungsvorlagen dazu ausgerechnet gegen Ende der Legislaturperiode beraten werden, statt am Anfang. So wird diese erste Lesung der drei Gesetzesentwürfe wohl schon vom Klima des Wahlkampfes beeinflusst sein. Um es anzudeuten, wird die Regierung nicht darauf verzichten, auf den besonderen Ernst der Weltlage gerade im jetzigen Zeitpunkt hinzuweisen. Ihre Argumente dafür können und wollen sich ja auch die Sozialdemokraten nicht entziehen, und insofern ist der Termin dieser Notstandsdebatte für die eine möglichst ruhige internationale Situation wünschenswert wäre, für die Regierung von Vorteil. Wenn ihr wirklich gute Demokraten sind, so wird sie fragen, ob sie sich nicht wehren könnte ihr es dann verantworten, auf die Vorzüge für den Notstandsfall zu verzichten? Die Sozialdemokraten werden sich die Antwort darauf schon deshalb nicht leicht machen können, weil sie ihr Bekenntnis zu einer Politik der Sicherung des Staates, das in erster Linie der Außen- und Weltpolitik gilt, auch auf diesem verwandten Gebiet glaubhaft machen, das heißt mit einem konkreten Inhalt erfüllen müssen. Es wird sich zeigen, ob sie sich den Anforderungen haben, oder ob die inneren Widersprüche immer noch stark genug sind, eine positive Mitarbeit zu verhindern. Diese mühselige Erkenntnis ausgehen, daß nur durch die eigene Mitwirkung der Opposition wirkliche Sicherungen gegen jene Entwicklungen geschaffen werden können, denen sie auf dem Gebiet der Ausschaltung des Parlaments durch eine autoritäre Regierung, Verhinderung der Opposition, deren Stimmen nicht werden können, nicht um dieses freie Feld, sondern um die Sache geht, wird sie der Opposition durch Verzicht auf Formalien diese Einsicht erleichtern.

Gleiche Startbedingungen

Der Mittelstand fühlt sich von zwei Seiten in die Zange genommen: von der immer stärkeren sozialen Stellung der Unselbständigen, die angeblich vom Gesetzgeber mehr gefördert werden als der selbständige Gewerbetreibende, und von den Großbetrieben, die nicht nur von der technischen Entwicklung überholt werden, sondern auch mehr noch von der staatlichen Rechtssetzung. An Vorschlägen, diesen Kräften zu steuern, hat es bisher nicht gegeben. Was die Möglichkeiten der Regelungen des Arbeitskreises Mittelstand der CDU/CSU aussieht, ist die Einsicht, daß es keine Patentlösung gibt, die allen gerecht wird, die Hebel vielfach auf sich ziehen und eingesetzt werden müssen. Noch wichtiger als Sofortmaßnahmen erscheint das Erfassen der wirtschaftlichen Zusammenhänge und Entwicklungstendenzen. Daß dieses Nachdenken im Arbeitskreis zu einer kritischen Einstellung gegenüber der eigenen Regierung geführt hat, wird durch die Bündel der Vorschläge erkennen, die jetzt auf den Tisch gelegt worden sind. Man hat die Schlagworte vermieden, die seit Jahren zu diesem Thema immer wieder geäußert wurden. Es will beispielsweise schon etwas heißen, wenn der Vorsitzende des Arbeitskreises erläuterte, man habe sich davor gehütet, die Wünsche der einzelnen mittelständischen Berufe einfach gutzuheißen und aus einem falsch verstandenen Berufsethos Forderungen an den Staat zu stellen. Die berufständischen Organisationsformen seien überhaupt zum Teil überholt.

Wer die Vorschläge im einzelnen prüft, wird feststellen, daß im wesentlichen versucht wird, die Mittelstandslage durch eine Mischung aus Fortschritt, da Regierung und Parlament zum Abbau bestehender Begünstigungen und zur Herstellung gleicher Wettbewerbsbedingungen beizutragen werden. Dieser Wunsch läßt sich nicht so leicht verwirklichen, wie es zunächst aussieht. Dazu ist die wirtschaftliche und soziologische Wirklichkeit viel zu komplex, als daß man sich in der Selbändigen wie den Unselbständigen, für den kleinen Gewerbetreibenden und den Kleinrentner, sollte energischer Ernst gemacht werden, sein.

Das Licht der Öffentlichkeit

Die Übung, als einziges Parlament der Bundesrepublik auch seine Ausschüsse öffentlich abzuhalten, hat sich in den letzten Jahren bisher viel Lob eingebracht. In einem Lande, in dem man nicht gern ein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, mußte es wohl auch als natürlich erscheinen, wenn die Volkvertreter diesem Prinzip huldigten und den zwar nicht sehr zahlreichen Bürgern, die sich für seine Kleinarbeit interessieren, ebenso wie den Schulkindern Gelegenheit zu praktischem parlamentarischen Anschauungsunterricht gaben. Die bayerische Neigung zusammenzurücken und gewissermaßen die Dinge unter sich auszukutieren, litt darunter nicht; denn die persönlichen Beziehungen zwischen den Abgeordneten gleich welcher Fraktionen eröffneten gewisse Möglichkeiten, beim Traxen oder am Bierisch etwa, die Meinungen höchst offen auszutauschen.

Nichtsdieswegen schlägt jetzt die CSU-Fraktion, nachdem sie vor zwei Jahren damit nicht zu überzeugen vermocht hat, erneut vor, die Öffentlichkeit über die Arbeit der Ausschüsse auszuschließen. „Strafung der parlamentarischen Arbeit“ wird als Grund angegeben, und als Hauptargument sehen sich die Interessenten in die Debatte geworfen, von denen man sagt, sie üben durch ihre Anwesenheit bei den Sitzungen einen Druck auf die Abgeordneten aus. Indes, dies sagte man sich schon vor zwei Jahren, und der Beamtenrechtsausschuß selbst war es, der zeigte, daß man den Belästigungen von Zuhörern nicht nur durch einen Beschluß über einen vorübergehenden Ausschuß der Öffentlichkeit, sondern auch durch eine Demonstration der Unabhängigkeit widerstehen kann, indem die Beratungen unbeirrt weitergehen. Das aber ist es, was der Bürger von seinen Volkvertretern erwartet, die im übrigen den Interessenvertreter wenigstens im Sitzungssaal des Parlaments als in ihrer sitzungsfreien Zeit ausgesetzt sind. Gute parlamentarische Arbeit hat die Öffentlichkeit nicht zu scheuen, und diese ist nun einmal der Bürger. Die Presse, die man für die verschlossenen Türen gewinnen möchte, indem man diese für sie ausnahmeweise öffnet, ist doch stets nur der Zuhörer für jene, die nicht zum Zuhören kommen.

Hans Ulrich Kempksi berichtet aus New York (VII) Castros Auftritt mit der Thermosflasche

Der Bärtige aus Cuba begleitet der UNO eine Dauer-Rede / Kanadas Ministerpräsident geht mit Chruschtschow ins Gericht

New York, 27. September Die Tasche hat der Umgang eines Redners, auf ihr Gewicht scheint beträchtlich zu sein. Fidel Castro schleppte sie vor sich her, als er das Rednerpult betrat. Der im UNO-Kuppelraum Versammelten bemüht sich so gleich die Schreckvorstellung, die Tasche werde wohl Castro Manuskript bergen. Sie geben ihren Gefühlen Ausdruck durch ein Geräusch, das sich anhört wie das Dampfblasen einer mickigen Lokomotive. Um die Nerven der Teilnehmer des Mammukongresses ist es in der zweiten Sitzungswoche nicht mehr zum besten bestellt.

Fidel Castro geht das Gerücht voraus, er werde sechs Stunden lang sprechen. Eine solche Mutmaßung wird noch verstärkt, als der Cubaner seine Tasche öffnet. Er hat kein Manuskript mitgenommen, sondern ein riesiges Thermosgefäß. Er stellt sie neben sich, schenkt dem Präsidenten die gemessene Verbeugung, wie sie Könige eine Höflichkeit gönnen, und sagt dann

präsident Nehru besonders hört der Rede mit der konzentrierten Miene eines gebildeten Richters zu, der einem als unglaubwürdig angesehenen Zeugen wohlwollend zu verstehen gibt, er halte ihn durchaus für eidesfähig. Dieser für Castro über das erwartete günstige Effekt wird allerdings abgewertet durch die ärmende Zustimmung, die Chruschtschow sein Anliegen spendet. Was immer Castro zu einem Heib auf die amerikanische Regierungspolitik ansetzt, schaut Chruschtschow sich triumphierend an. Er fordert seine Umgebung durch anmierende Bewegungen zu stärkerem Beifall auf, wobei er krakeelt wie ein ungezügelter Fußballplatzbesucher. Dieser Still wird von Chruschtschow offensichtlich mit Bedacht gepflegt. Der Eindruck drängt sich auf, er wolle seinen harten Attacken gleichzeitig die argste Schärfe nehmen. So sagt er auf die Frage, ob von ihm noch eine zweite Rede zu erwarten sei: „Ich habe vor, zehn weitere Reden zu halten, und jede wird doppelt so lang

bedeutend sei mit Pfiffen und Buhrufen. Es bleibt jedoch der Eindruck zurück, daß Chruschtschow dem Generalsekretär am liebsten mit gespreizten Fingern eine lange Nase gemacht hätte.

Was außerhalb des Sitzungssaals geschieht, gibt auch nicht Anlaß zur Freude. Präsident Eisenhower ist nochmals für 48 Stunden nach New York gekommen, wo er mit Nasser, Nehru und Macmillan in der Konferenz. Parallel hierzu laufen andere Besprechungen zwischen Staatschefs, Ministerpräsidenten und Parteiführern, deren Zahl inzwischen auf 23 angewachsen ist. Keines dieser zahllosen Gipfeltreffen hat bisher Bewirken können, die weltpolitische Generaldebatte einem harmonischen Ausklang näherzubringen.

Ein Handschlag zwischen Eisenhower und Chruschtschow ist also nur noch mit kühner Phantasie vorstellbar. Die neutralen Staaten, Amerikanische Experten in der Analyse des Kalten Krieges sind nämlich zu der Ansicht gelangt, Chruschtschow strebe nur deshalb eine Begegnung mit Eisenhower an, um nach dem Scheitern des Besuchs, wie er mit den Amerikanern umgesprungen sei und daß ihm der gedemütigte Präsident ein schweres Gesicht geschildert habe.

Um der Frontverhärtung unmissverständlich Ausdruck zu geben, wird Chruschtschow Präsident Diefenbaker ins Feuer der Redeschlacht geschickt. Er erweist sich als ein Redner großer Klasse. Dieser Hüne mit dem Kopf eines intellektuellen Staboffiziers schridt nicht davor zurück, mit Chruschtschow umzusetzen, wie man dorthin berichten zu können, wie er mit den Amerikanern umgesprungen sei und daß ihm der gedemütigte Präsident ein schweres Gesicht geschildert habe.

schon genommen ist. Dies könnte unsere letzte Chance sein, es zu sagen.

Ein Politiker, der die Bundesregierung in Schutz nehmen würde, hat sich noch nicht gemeldet. Den ersten Angriff gegen Bonn trug Tito vor. Chruschtschow setzte ihn fort, und dann der tschechoslowakische Staatspräsident



ZUHÖRER CHRUSCHTSCHOW im UNO-Glaspalast.

Photos: United Press International

wie die vorangegangene sei. Ich muß doch was für meine Speisen leisten.“

Hammerschmidt hat zu Sitzungsbeginn um das Wort gebeten. In seiner scheinbar zurückhaltenden Art, die eine dramatische Zuspitzung nahezu unmöglich macht, weist er die sowjetische Forderung nach einer Umformung der UNO-Führungsspitze zurück. Dies ist als Entscheidung des Generalsekretärs zu verstehen, daß er nicht an freiwilligen Rücktritt denkt. Die Masse der Anwesenden spendet ihm Beifall.

Auf Chruschtschow ruhen in diesem Augenblick alle Augen. Er setzt ein Lächeln auf, voll spöttlicher Belustigung. Augenscheinlich weiß er nicht genau, wie er reagieren soll. Da kommt ihm die Idee, mit der rechten Hand auf die Tischplatte zu hämmern, und die übrigen Sowjetdelegierten hämmern mit. Sogar alte Krimelpersonen wissen nicht, wie diese noch nie erlebte Handgung zu deuten ist. Die Russen selbst müssen sich erst um die gemeinsame Definition bemühen, daß das Trommeln gleich-



REDNER CASTRO vor der Vollversammlung.

Novotny, der gleich sechs Seiten seines Manuskriptes darauf verwandte, die Bundesrepublik verächtlich zu machen. Als nächster ist Polens Parteichef Gomulka der Reihe. Die Anti-Bonn-Operation der Kommunisten ist geschickt genug angelegt, daß Westdeutschlands Name hier ohne Zweifel Schaden nimmt. Vom Forum der Vereinten Nationen aus betrachtet, wird es überdies scheinen, als sei die Bundesrepublik nur ein ziemlich belangloses Objekt der Weltpolitik, eine Art überdimensionale Schweiz etwa, aber keine Kraft, die Bewegung in die Menschheit bringen könnte.

Wahlkampf im Schatten der UNO

Selbst die Wahlkampagne für Amerikas Präsidenten steht im Schatten der UNO-Konferenz. Die Teilnehmer des Kongresses finden nicht einmal Zeit, der ersten Fernsehdebatte zu folgen, mit der die beiden Kandidaten über 32 Millionen Bildschirmen in nahezu jedes amerikanische Heim eindringen. Das gewiß außergewöhnliche Ereignis findet statt, als Fidel Castro gerade zum großen Finale ansetzt, die Räumung des amerikanischen Stützpunktes auf Cuba fordert. Senator John Kennedy, der demokratische Präsidentschaftskandidat, ist um diese Stunde müde genug, einer Korrektur auch der amerikanischen Cuba-Politik das Wort zu reden, indem er sagt: „Die Menschen können 1960 nicht mehr leben in halber Freiheit und halber Sklaverei.“ (Weitere Berichte folgen)

Emily Post — der weibliche Knigge Amerikas

Ihr Buch über die Etikette wurde zum Leitfadn für eine ganze Nation

Von unserem Redaktionsmitglied Ursula von Kardorf

Emily Post, die international bekannte Autorität der Etikette, starb im Alter von 87 Jahren in ihrem New Yorker Heim. Am meisten bekannt wurde sie durch ihr Buch Etiquette, das einmal als „Blaubeuch des gesellschaftlichen Verkehrs“ bezeichnet worden ist.

Gutgezogene Menschen wissen ganz natürlich, wie man sich benimmt, und was die anderen betrifft, so ist es mit ganz gleichgültig, wie sie sich benehmen.“ Dieser hochmütige Ausspruch einer hochmütigen Lady der obersten amerikanischen Gesellschaft sollte bald von ihr selbst revidiert werden. Verarmt, da ihr Mann auf einen Schlag sein Vermögen verlor, wurde Emily Post nach dem Ersten Weltkrieg vor die Notwendigkeit gestellt, die Familie zu unterhalten. Wie alle höheren Töchter der siebziger Jahre hatte sie natürlich keinen Beruf gelernt. Ihr Großvater war Richter in Maryland, ihr Vater, der Architekt Bruce Price, war der Erbauer einer der ersten New Yorker Wolkenkratzer. Als Schönheit gefeiert, hatte sie bisher ein sorgloses Leben geführt. Nun aber hieß es Geld verdienen für die Kinder.

Freunde liehen ihr, Bücher zu schreiben. Sie es und hatte einen gewissen Erfolg mit den beiden ersten: Children Are People und The Personality of a House. Unter dem letzten Titel schrieb sie über Innenarchitektur und gab Tipps für Einrichtungen. In ganz Amerika berüht und Millionärin wurde sie jedoch mit ihrem dritten Buch, Emily Post, die Dame der Gesellschaft, schrieb darin über den Umgang mit der Gesellschaft und wurde sozusagen zu einer nationalen Institution. Angestachelt in ihrem Ehrgeiz durch ein unangenehmes Buch über die Manieren habe sie sich eines Tages hingesetzt, um einen Leitfaden über die wirklich guten Manieren zu verfassen. Es handelte sich um ein 637 Seiten mit dem Titel Etiquette. Er erschien 1922 zum erstenmal und ist indessen über siebzigmal neu aufgelegt und zehnmal neu durchgesehen worden. Man könnte an Hand dieser verschiedenen Auflagen und ihrer Veränderungen eine Doktorarbeit schreiben über die soziale Struktur und den Wandel der Sitten und Gebräuche in den Vereinigten Staaten.

Noch im Viktorianischen wurzelt, mußte die Verfasserin sich immer wieder auf die neue Zeit einstellen, in der es weniger Dienstboten, aber mehr Freiheit (vor allem im Umgang der jun-

ger Leute untereinander) gab. Aufgewachsen in einer Epoche, da ein junges Mädchen nicht unbegleitet über die Straße gehen durfte, fiel es ihr nicht leicht, die neuen, freieren Verhaltensregeln aufzuheben. In den meisten Fällen sind die alte Dame ganz bemerkenswert gut mit der Zeit. Sie gab Tipps, wie ein Mann, der wenig Geld hat, ein hübsches Mädchen ausführen kann, und behandelte sogar das Problem, wie ein Mädchen einen Mann nachlaufen darf: „Sie darf ein wenig den Schritt verhalten, aber laufen! Nicht einen Meter.“

„In sie hohe Art hinein schenkt, gepflegt und majestätisch, wurde Emily Post in ihrem vordem, dabei völlig natürlichen Auftreten oft mit Queen Mary verglichen. Täglich antwortete sie, unterstützt von einem Heer von Mitarbeitern, in einer Colum, die in vielen amerikanischen Zeitungen erschien, auf Anfragen zum Thema „Wie man sich benimmt.“ Präsidenten und kleine Angestellte, Schüler und hohe Diplomaten, Verlassene und Verlobte, Eifersüchtige und Schüch-

terne, Selfmademen und Aristokraten baten sie um Rat in allen Lebenslagen und erhielten ihn. Eines vor allem zeichnete diesen weiblichen Knigge: Humor, Einfühlungsvermögen und die Verbindung von gutem Menschenverstand mit Güte. Emily Post war ein Diktator der Umgangsform, ihre Anstandsregeln wurden zum Gesetz, gegen das man nicht zu verstoßen wagte, aber sie war ein Diktator mit Charme. In vielen Millionen amerikanischer Haushaltungen steht ihr Standardwerk und wird wie das Orakel von Delphi unermüdlich befragt.

Einfach alles findet sich darin: Wie stellt man einen Gast einem Kardinal vor? Wann gibt man sich die Hand? Wann wird der Titel benutzt und wie schnell kann ein Jüngling ein Mädchen beim Vormann nennen? Sie tadelt mit Schärfe und Witz die Taktlosen, die Langweiligen, die Vetsprecher. Sie gibt Tipps über das Benehmen in Luxurrestaurants wie in Drugstores, bei Begräbnissen und bei Militärparaden. Ein Kapitel behandelt den „verschundenen Chaperon und andere verlorene Konventionen“ (und sie weist ihnen keine Träne nach).

Wann trägt man Hut und Handschuhe?

Ausführlich werden Verlobung und Hochzeit behandelt, Millionen von Amerikanern schreiten seit fast vierzig Jahren so zum Traualtar, wie Emily Post es befiehlt. Tischordnung und die Anordnung des Tisches (wie Gläser, Gabeln, Messer zu stehen und zu liegen haben) werden ausführlich behandelt. Und auch, wie man sich beim Tee benimmt. Fansen und rauchen zu gleicher Zeit ist allerhöchste Manier. Logierbesuch und der ideale Hausgast, Visitenkarten, Verlobungsanzeigen, Höflichkeit am Telefon (wie man in Ballaal und am Krankenbett, Raucheretikette und Kleideratmosphäre (wann trägt man Hut und Handschuhe?) — das alles wird klar und witzig beschrieben und geregelt im Etikettenbuch der Emily Post. Sehr übersichtlich, ohne Drümmersprache, in kleine Kapitel aufgeteilt, ist dieses Anstands- und Manierbuch jedem Sinne gleich gut lesbar. Ein ganzes Volk wurde nach ihm in seinen Manieren genormt.

Einmal hat Emily Post auch ein Buch über die Kunst des Liebens geschrieben. Es ist ein Buch über die Kunst des Liebens, das sie hat geschrieben. Es ist ein Buch über die Kunst des Liebens, das sie hat geschrieben. Es ist ein Buch über die Kunst des Liebens, das sie hat geschrieben.

Neben harter täglicher Arbeit hatte Emily Post nur wenig Leidenschaft: Innenarchitektur — sie hat mehrere Häuser bis in kleinste Details eingerichtet — und Schuhe. Als einmal eine deutsche Journalistin die grand old lady in ihrem Haus besuchte, erzählte sie, wie sie die Schuhe des Mrs. Post sie in einem rot-weiß gestreiften Seidenkleid und roten Schuhen. Im Ankleidezimmer zeigte sie ihr hochgetrimmte Schuhregale: Allein 17 Paar rote Schuhe fanden sich dort. Emily Post schreibt im Vorwort zur 71. Auflage ihres Buches auf die Frage einer Leserin, was die Gesellschaft eigentlich sei, und was sie antworten würde: „Im allgemeinen Bild von heute ist das Schicksal und das nähernde Schicksal, das Vornehme und das bloß Auffallende, das Rechte und das Talmi zusammen mit dem unbekanntem, almeinen Publikum durcheinandergerührt. Die Wände die früher die eleganten Welt umschlossen, sind gefallen.“ Aber dank Emily Post versteht der aufmerksame Leser, auch wenn er nicht den „oberen Zehnausender“ angehört, sich wenigstens so zu benehmen wie sie.

CDU und SPD rücken zusammen

Die CDU wird der SPD in einiger Zeit erhebliche Unterstützung leisten. In der Sitzung des Bundestages in Bonn zu einer zentrale Zusammenfassung, die in einem Neubaar von der Bonner Friedrich-Ebert-Allee unmittelbar gegenüber der SPD-Zentrale untergebracht werden soll. Wie der Parteivorstand mitteilte, hat der eigene dazu gebildete „Hausverein der CDU e. V.“ als ersten Schritt ein 1000 Quadratmeter großes Grundstück für 200.000 Mark gekauft.